

Bilder

z u m

Anschauungs-Unterricht

f ü r

die Jugend.

DRITTER THEIL.

Enthaltend:

Ausländische, nach geographischen Rücksichten geordnete
Naturgegenstände.

Stuttgart am Neckar,
Verlag von J. F. Schreiber.

1844.



einen Fingerring ziehen, und trotz seiner außerordentlichen Feinheit hält er doch wärmer und ist dauerhafter als andere Zeuge. In Europa hat man einen solchen Shawl schon mit 800—1000 Thalern bezahlt. Im Jahr 1818 hat man eine Heerde Kaschemirziegen in Frankreich eingeführt, wo sie seitdem gut fortkommen sollen.

Die wilde Ziege (*Capra aegagrus*) ist wahrscheinlich dasselbe Thier mit der Bezoarziege. Sie lebt truppweise auf den höchsten Alpen vom Kaukasus bis nach Indien und ist viel größer als die zahme. Sie ist ausnehmend scheu und schwer zu schießen. In ihrem Magen findet man zuweilen einen Stein (Bezoar) aus einer klebrigen Materie und Pflanzentheilen, dem man ehemals wunderbare Heilkräfte zuschrieb, weshalb man in Persien alle dem Könige abliefern mußte.

Tafel VI.

Links. Im Vordergrund liegt ein Halbesel, bei den Mongolen Dschiggetei (*Equus hemionus*), ein scheues Thier, schneller als ein Pferd, an Gestalt dem Maulthier sehr ähnlich. Man findet sie hauptsächlich in der Mongolei in der Nähe von salzigen Seen und in der Wüste Gobi. Sie lassen sich schlechterdings nicht zähmen, obschon es die reitlustigsten Nomaden oft mit jung aufgezogenen versucht haben. Da man sie im freien Felde nie erreicht, so schießt man sie aus einem Hinterhalt, besonders in der Nähe von Salzseen. Erblickt der Anführer einen auf dem Boden herankriechenden Jäger, so verläßt er seine Heerde und umkreist und beobachtet ihn aus der Ferne. Dann kehrt er plötzlich um und treibt seinen Trupp fort. Manchmal wird er freilich dabei geschossen.

Die Gazelle links (*Antilope dorcas*, die gemeine Gazelle) blickt scheu nach dem Halbesel herüber; er mag ihr ein fremdes Thier seyn, denn die Gazelle bewohnt theils Nordafrika, theils Arabien und Syrien; die Heimath einer der gemeinen ähnlichen Art, der arabischen Gazelle, erstreckt sich bis nach Persien und Indien, während der Halbesel nur selten und einzeln ins südlichere Arabien herunter kommt. Diese zierlichen Thiere, an Größe und Gestalt dem Reh ähnlich, laufen gewöhnlich in großen Heerden auf den Ebenen, drängen sich dicht an einander wenn man sich nähert, und halten die Hörner vor, mit denen sie im Nothfall zu verwunden wagen. Sie sind die gewöhnliche Beute der Wären und Panther. Ihr Fleisch ist ziemlich schmackhaft. Deshalb jagt man sie mit Hunden und mit dem kleinen Leopard, in Syrien auch mit dem Falken, welcher sie an der Kehle faßt und die großen Blutgefäße aufreißt. Die arabischen Dichter preisen sie wegen ihrer Sanftmuth und Schönheit, besonders wegen ihrer feurigen Augen.

Den Karakal (*Felis caracal*, südlicher Fuchs) auf dem Felsenvorsprung scheinen die Gazellen noch nicht wahrgenommen zu haben; sie würden seine Nähe fliehen. Denn es ist ein sehr böses grimmiges Thier von gelblich rother Farbe, welches, obschon nicht größer als ein Fuchs, doch in der Noth selbst große Hunde anpakt und zerfleischt. Er läßt sich nur jung zähmen und zur Jagd auf Hasen, Kaninchen, Kraniche u. dgl. abrichten. Sie jagen in Rudeln und zwar meistens bei Tag, besonders gerne aber schleichen sie dem Löwen nach, um die Ueberbleibsel seines Raubes zu verzehren. Dies hat Anlaß zu dem Märchen gegeben, sie kundschaften für den Löwen die Beute aus und führten ihn zu derselben, weshalb man sie auch Löwenführer genannt hat.

Rechts. Der Jagdleopard (*Felis jubata*), auch Gevard genannt, gleicht ziemlich dem Leoparden, nur ist er schlanker und höher. Der Pelz ist blaß fahl, voll schwarzer Dupfen, das Haar an dem Halse länger. Man zähmt ihn und gebraucht ihn ganz wie den Hund zur Jagd, vorzüglich der schnelleren Thiere, wie der Gazellen und Schakale. Der Jäger setzt ihn hinter sich auf das Pferd und hält ihn an einer Kette um den Hals; über den Augen hat er eine Kappe. Erblickt man eine Gazelle, so nimmt man ihm beide ab und zeigt ihm das Thier. Er springt herunter, kriecht ganz langsam auf dem Bauche hin, indem er sich so viel als möglich hinter dem Gebüsch verbirgt, und wenn er nur noch etwa 60 Schritte entfernt ist, fängt er an so schnell zu springen, daß er die Gazelle mit 3—4 Sätzen erreicht. Mißlingt ihm der Sprung, so geht er nicht weiter und schämt sich dergestalt, daß man ihn denselben Tag über kaum wieder zum Jagen bringen kann. Um ihn aber zu trösten und ihm wieder Muth zu machen, sprechen die Jäger ganz laut zu einander: er habe die Gazelle nicht gesehen, sonst würde ihm der Fang nicht gefehlt haben. Sie glauben, daß das Thier dieses Compliment sehr wohl verstehe.

Tafel VII.

Links. Im Vordergrund sehen wir eine Zebukuh mit einem Kalbe. Der Zebu oder Buckelochse (*Bos taurus indicus*) ist das gemeine Rindvieh in ganz Indien, Persien, Arabien und Afrika, und es gibt verschiedene Abänderungen davon. Manche haben einen Fetthöcker 50 Pfund schwer, manche haben zwei; die meisten sind grau oder weiß; es gibt auch rothe und gefleckte, große und kleine, mit und ohne Hörner, und einige ohne Hornzapfen, so daß sie wackeln. Sie laufen so schnell wie ein Pferd und werden daher an Reisewägen gespannt;

man beschlägt und schirrt sie an wie Pferde und leitet sie mit einem Seil durch die Nase. Ihr Fleisch ist nicht so schmackhaft wie das Fleisch unseres Rindviehs. Die Braminen halten sie für heilig.

Der Hindu im Hintergrund pflügt mit einem Büffel (*Bos bubalus*). Die Büffel finden sich theils wild, theils als Hausthiere in ganz Ostindien; man braucht sie zum Tragen von Lasten, vor den Pflug und vor den Wagen, in vielen Ländern auch zum Reiten. Sie sind viel stärker als die gemeinen Ochsen. Man leitet sie mittelst eines Rings durch die Nase. Wegen ihres struppigen Kopfes, gesenkten Halses und tückischen Blicks sehen sie fürchterlich aus, und sind auch wirklich gefährlich, besonders wenn man rothe Kleider an hat. Der Büffel wird über 8' lang und 10 Centner schwer; die Haut allein wiegt 1 Centner. Ihr Fleisch ist grob, die dicke Haut gut zu Sohlen, Weinschläuchen, ehemals zu Harnischen.

Neben dem Pflüger ist ein bengalischer Feigenbaum oder Banyanenbaum (*Ficus banyana bengalensis*). Der Stamm dieses Baums ist so dick, daß ihn kaum 3 Mann umklammern können. Es fallen von den Aesten viele Wurzeln herunter zur Erde; die Rinde ist voll Milch, welche an der Luft roth wird.

Rechts. Das gemeine Nashorn (*Rhinoceros unicornis, indicus*) wird gegen 12' lang und 7' hoch. Die Haut bildet an Schultern und Schenkeln regelmäßige Falten und ist nur zwischen diesen glatt und weich, so daß das Thier sich biegen und umwenden kann; sonst ist sie so dick und hart, daß nicht leicht eine Kugel durchgeht; nur durch einen Schuß neben das Ohr kann es tödtlich verwundet werden. Eine harte Rinde, welche Erhöhungen hat wie Grind, bedeckt das Thier auf allen Seiten. Das Horn auf der Nase wird zuweilen mehrere Schuh lang. Das Nashorn lebt in Wäldern und Sümpfen einsam oder paarweise, ist träg und stumpf, kann jedoch, so friedlich es von Natur ist, gereizt werden und wird dann gefährlich, besonders durch das Horn, womit es dem Gegner den Leib durchbohrt. Es frisst harte Stauden, Sträucher, Disteln u. dgl., welche es mit der Oberlippe, die ein wenig verlängert ist, abreißen soll. Die Haut gibt Schilde und Panzer, das zähe Fleisch wird hie und da gegessen. Bei einer Nashornjagd, welche ein Statthalter in einer ostindischen Provinz anstellte, gieng das aufgejagte Thier furchtlos auf seine zahlreichen Feinde los, und als diese links und rechts aus einander prallten, lief es durch die Reihen, welche sie bildeten, und stieß auf den Statthalter, der auf einem Elephanten saß. Das Nashorn fiel sogleich über den Elephanten her und suchte ihn mit seinem Horn zu verwunden; der Elephant aber bot alle seine Kräfte auf, um dasselbe mit seinem Rüssel zu fassen. Endlich nahm der Statthalter die Gelegenheit wahr, dem Nashorn eins zu versetzen. Es wurde erlegt und sogleich auf einen Scheiterhaufen geworfen und gebraten.

Links in dem Sumpfe wächst *Bambusa arundinacea*. Aus einer Wurzel kommen 10—100 hohle knottige Stämme; alle Endzweige sind voll Blüthen ohne Blätter. Man gebraucht dies Rohr täglich zum Wasserholen, indem man die Knoten verschlossen läßt und an einem Ende seitwärts ein Loch hineinschneidet. Die dickeren Stämme braucht man als Pfosten, Balken, die dünneren zu Zäunen, Wänden, Gefäßen u. s. w.

Rechts steht eine Areka- oder Kaupalme (*Areca catechu*). Die Früchte derselben berauschen wie der Tabak diejenigen, welche nicht daran gewöhnt sind. Deswegen kaut man sie mit Betelblättern und Kalk, welches letzterer besonders die Säure wegnimmt. Das Kauen dieses Gemisches, des sogenannten Pinangs, welches dem Speichel eine rothe Farbe gibt, ist in Indien so allgemein, daß nicht bloß Erwachsene, sondern auch Kinder von Morgens bis Abends damit beschäftigt sind. Einem Besuche wird vor Allem Pinang angeboten, dies zu unterlassen gilt für eine große Unhöflichkeit. Wer nicht Pinang kauen kann, wird in jenen Ländern als noch nicht eingebürgert betrachtet. Der Geschmack ist gewürzhaft, das Blut wird dadurch erwärmt und das Gesicht bekommt eine lebhaftere Farbe.

Tafel VIII.

Links. Der Mangobaum (*Mangifera indica*), welchen der Zeichner darstellen wollte, ist in den heißen Ländern, besonders Asiens, sehr verbreitet. Es ist ein großer Baum wie eine Eiche, hat aber so weiches Holz, daß nur Knaben hinaufsteigen, um die Früchte abzunehmen, weil auch den stärksten Aesten nicht zu trauen ist. Die Frucht gilt für eine der feinsten und besten in ganz Indien; sie ist sehr saftig, riecht, wenn sie reif ist, ungemein stark und schmeckt so lieblich, daß die Leute alle anderen stehen lassen, sobald sie auf den Markt kommt. Man isst sie roh oder auf verschiedene Weise zubereitet. Auch Affen und Fledermäuse fressen sie sehr gern. Die größten sind so groß wie ein Rindskopf; der Kern gleicht völlig einer Mandel.

Der Affe, der es sich auf dem Baume gerade schmecken läßt, ist der braune Langarm oder kleine Gibbon (*Simia variegata, agilis*). Aufrecht mißt er 2' 8"; seine Arme reichen ihm bis auf die Ferse. Er ist ein furchtsames, hurtiges Thier. Kaum haben sie eine Gefahr bemerkt, so sind sie auch

weilen nach Egypten kommt. Sie fräubt im Zorn die Borsten auf dem Rückgrat wie ein Schwein. Obgleich diese Thiere sehr wild seyn sollen, so lassen sie sich jung gefangen doch auch zähmen. Der Zibeth, welcher sich in ihren Drüsen am After sammelt, wurde ehemals sehr theuer bezahlt; in neuerer Zeit aber hat er wenigstens in Europa seinen Credit als Heilmittel verloren. Der Geruch ist so stark, daß man in einem Zimmer, wo Zibethkassen sind, heftiges Kopfweh davon bekommt.

Die baumartige Pflanze rechts ist der gemeine Pisang (*Musa paradisiaca*). Ursprünglich in Ostindien wild, wird er seit langer Zeit auch in Afrika und Amerika angepflanzt. Der Stamm wird 10–12' hoch und mannsdick, dauert aber nicht über 2 Jahre; er besteht aus lauter umeinander gerollten Häuten und ist so weich, daß man ihn mit einem Sieb leicht durchhauen kann. Das Blatt ist 6–10' lang, 2' breit, aber so dünn und trocken, daß es rauscht, wie Papier. An dem abwärts gebogenen Blüthenkolben stehen, wenn die Blüthen abgefallen sind, truppenweise übereinander die walzenförmigen Früchte (Bananen, Paradiesfeigen), deren 100–200 vorhanden seyn können. Das Innere derselben ist mürb, blaßgelb, wie Butter, und schmeckt wie Feigen; man ist sie roh oder gebraten. Die Braminen essen ihr Lebenlang fast nichts anderes und den kleinen Kindern giebt man in Indien 7–8 Monate lang das Mark der Bananen, bis sie Reiß essen können. Ehe die Frucht kommt, treiben die Wurzeln schon wieder neue Sprossen, so daß die Pflanze eigentlich keine Pflege braucht. Es giebt verschiedene Arten, bessere und geringere. Manche Leute in Indien halten sie für die Frucht, an welcher Eva zuerst gesündigt habe.

Auf einem Blatt des Pisang sitzt ein Schweißhopp (*Upupa promerops*). Er ist mit dem Schwanz $1\frac{1}{2}$ ' lang. Seine Zunge kann er vorstrecken, um aus den Blumen Honigsaft zu schlürfen.

Tafel XX.

Links. Der Vogel mit dem großen Sack am Schnabel ist ein Pelikan (*Pelecanus onocrotalus*). Er ist größer als ein Schwan, seine Flugweite ist $8\frac{1}{2}$ '. Er hält sich in den heißen Ländern der ganzen Welt auf, namentlich in Egypten, am schwarzen und caspischen Meer; auch an den ungarischen Seen kommt er in großen Schaaren vor. Morgens pflegen sie sich in den Buchten zu versammeln, wo sie dann schwimmend einen Kreis bilden, mit ausgespannten Flügeln auf das Wasser schlagen und die an das Gestade getriebenen Fische mit ihrem weiten Kehlsack ausschöpfen. Den Tag über verdauen sie die Fische und Abends gehen sie wieder auf den Fang. Sie tauchen nie und fliegen schwer vom Wasser auf. Man sieht sie nicht selten bei Thierführern, welche die Kehlhaut wie eine Kappe sich über den Kopf zu ziehen pflegen, um die Ausdehnbarkeit derselben zu zeigen.

Weiter vorn sind 2 Löffelreihler (*Platalea leucorhoda*) abgebildet, welche durch den langen, glatten, vorn breiteren Schnabel merkwürdig sind. Sie leben in Afrika und in einem großen Theil von Asien, machen ein schwimmendes Nest in Schilf und fressen Sumpfschnecken und kleine Fische. Ihr Fleisch ist wohlgeschmeckend.

Die wandernden Albatros (*Diomedea exulans*), deren einer fliegend dargestellt ist, haben eine Flugweite von 10'; die Färbung ist sehr verschieden, wahrscheinlich nach dem Alter. Sie sind sehr gefräßig und sollen fünfpfündige Salmen verschlingen, so daß ihnen der Schwanz lange Zeit zum Schnabel heraushänge. Während des Brütens wird das Weibchen vom Männchen mit Futter versorgt; es sitzt so fest, daß man es vom Nest schieben muß, wenn man ihm die Eier nehmen will; übrigens wehren sie sich tüchtig mit ihren starken Schnäbeln. Sie leben auf der südlichen Erdhälfte, scheinen aber große Reisen zu machen, indem ihnen die Seefahrer auf allen Meeren, weit vom Lande weg, begegnen.

Eine Riesenschildkröte (*Chelonia mydas*) will eben aus Land steigen. Sie wird 6–7' lang und 8 Centner schwer und findet sich hauptsächlich an den wärmeren Küsten des atlantischen Meeres, wo sie hauptsächlich von Tangen leben. Man fängt sie wegen des vortrefflichen Fleisches; in England bilden sie die Zierde der Gastmähler. Am bequemsten fängt man sie während der Legzeit, wo man sie in Menge auf dem sandigen Strande antrifft. Man wendet sie des Nachts mit Hebeln auf den Rücken und läßt sie bis zum Morgen zapeln; dann holt man sie auf das Schiff. Im offenen Meere werden sie harpuniert. Im indischen Ocean richtet man einen Fisch, den Schiffshalter, ab, um schlafende Schildkröten zu fangen. Da sie nemlich von dem Plätschern der Ruder aufwachen und dann entkommen könnten, so befestigt man an den Schwanz des Fisches einen Ring mit einer dünnen Schnur und wirft, wenn man eine schlafende Schildkröte sieht, den Fisch ins Wasser. Dieser schwimmt sogleich darauf los, hängt sich mit seinem Kopfschild an und so wird sie schlafend ganz langsam nach dem Schiff gezogen.

Rechts ist das afrikanische oder zweihörnige Nashorn (*Rhinoceros africanus*) abgebildet, welches das heiße Afrika bewohnt und, die 2 Hörner abgerechnet, dem indischen fast durchaus gleich. Seine Haut widersteht den Flintenkugeln

nicht so, wie die des indischen; selbst mit Lanzen kann man sie durchbohren. Man schneidet sie in Streifen zu Peitschen, welche gut bezahlt werden. Mit Pferden kann man sie nicht leicht einholen, nicht sowohl wegen ihrer Schnelligkeit, als weil sie sich durch das dickste Gebüsch drängen und die dürren Bäume unter Krachen niederreißen. Ihr Geruch und Gehör ist schärfer als ihr Gesicht; sie sehen nur, was gerade vor ihnen ist, weshalb man ihnen leicht ausweichen kann. Für die Reisenden ist das Nashorn das gefährlichste Thier, weil es auf jedes Geräusch mit blinder Wuth herbeistürzt und mit ungeheurer Kraft Alles zertrümmert. Le Baillant traf auf seiner Reise am Cap ein Paar in einem Walde. Ein Eingeborner bat sich aus, sie zu beschleichen, während die Jäger sich vertheilten. Er zog sich ganz aus, rutschte mit einer Flinte, wie eine Schlange, langsam auf dem Boden fort und hielt still, sobald sich eines der Thiere umsaß; er sah dann aus wie ein Steinblock. Nach einer Stunde erreichte er ein Gebüsch 200 Schritte von den Thieren, und blickte nun umher, ob seine Kameraden auf ihrem Posten seyen; dann legte er an, wartete aber, bis sich eines umsaß, um den Kopf zu treffen. Er verwundete das Männchen, welches einen fürchterlichen Schrei ausstieß und mit dem Weibchen wüthend nach der Gegend des Knalls lief. Der Jäger legte sich unbeweglich auf den Boden; sie schoßen an ihm vorüber und kamen gerade auf Le Baillant zu. Jetzt wurden die Hunde losgelassen und die Nashörner erhielten nach und nach 3 Schüsse. Sie schlugen fürchterlich gegen die Hunde aus, zogen mit ihrem Horn 8 Zoll tiefe Furchen in den Boden und schleuderten die Erde nach allen Seiten. Die Jäger rückten näher, worauf sie über allen Begriff wüthend wurden. Als aber das Weibchen die Flucht ergriffen hatte, lief auch das Männchen auf ein Gebüsch zu, wo es von 3 Jägern aus einer kleinen Entfernung erlegt wurde. Es schlug aber noch so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen. Die Eingebornen vergaßen nun alle Gefahren über die Freude auf das köstliche Mahl, das sie von dem Fleische des Nashorns halten wollten.

Weiter links ist ein Schlangenaedler (*Falco serpentarius*) abgebildet, wie er eben eine Schlange bekämpft. Sein Vaterland ist das Capland, wo er durch Vertilgung der vielen Schlangen sehr nützlich wird; er verzehrt aber auch andere Amphibien und Insecten. Hinter dem Kopf hat er 6 Paar lange Federn, weshalb man ihn auch Secretär nennt. Er läuft sehr schnell und mit seinen starken Flügeln schlägt er seinen Raub, wie mit einer Keule, nieder. Gegen eine Schlange, die sich zur Wehre setzt, hält er einen Flügel, wie einen Schild, betäubt sie durch Schläge mit dem andern, zerbeißt ihr den Kopf und verschluckt sie ganz. Jung gefangen läßt er sich leicht zähmen und lebt dann friedlich mit dem Geflügel; sieht er Händel zwischen den Hähnen, so läuft er gleich herbei, um die kämpfenden zu trennen.

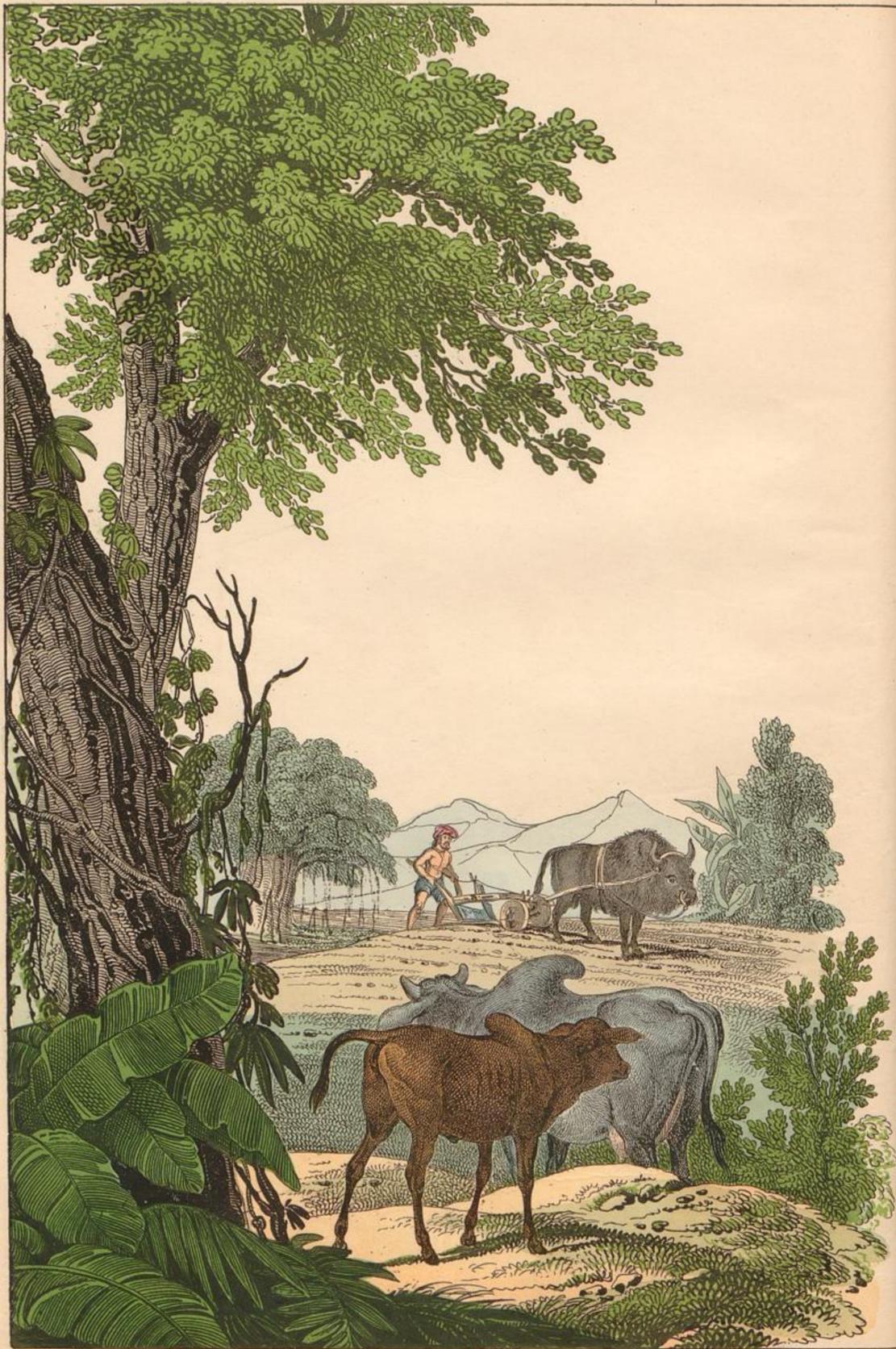
Tafel XXI.

Links. Oben ist der gemeine Meerstern (*Astoria rubens*). Er ist fast spannenbreit und besteht beinahe nur aus dem weiten Mund, von welchem 5 Strahlen ausgehen, und welchem auf dem Rücken eine Kalkschale entspricht. Die Strahlen sind gefurcht und mit Fühläden oder Füßen besetzt. Abgeschnittene Strahlen wachsen wieder nach und in der Mitte durchschnitene Seesterne werden wieder 2 ganze. Die Strahlen können sich hin und her biegen und den Leib fortschieben; auf diese Weise kommen sie auf dem Strande ziemlich rasch vorwärts. Sie leben von Krebsen und kleinen Schalthieren.

Unten ist der gemeine Seeigel (*Echinus esculentus*), welcher sich in den Meeren um Afrika, Ostindien und Europa findet. Die Schale besteht aus regelmäßigen knochenartigen Stücken, welche fast wie die Schuppen der Schildkröten an einander geschoben sind. Unten ist der Mund, von welchem ein kreisförmig gewundener Darm bis zum After, welcher oben ist, führt. Außen führen 5 Paar Streifen vom Mund zum After, voll kleiner Löcher, durch welche lange Fühläden treten; man nennt diese Streifen die Fühlergänge. Die Felder der Schale sind mit beweglichen Stacheln besetzt. Das Thier kriecht sehr langsam mit Hülfe der Stacheln auf dem weiten Mund und nährt sich von kleinen Krebsen und Schalthieren. Man kocht sie und ist den gelben Eierstock.

In der Mitte ist links die gemeine Seekrabbe (*Portunus maenas*). Sie ist besonders häufig im mittelländischen Meere, etwa 2" breit und wird gegessen. Nähert man sich ihnen, so laufen sie seitwärts sehr schnell weg und vergraben sich in den Schlamm. Gelingt das nicht, so richten sie sich auf und schlagen die Scheeren mit Geräusch zusammen, um sich zu wehren. Gleich nach der Häutung sind sie sehr schmackhaft. Mit den Jungen fangen die Fischer Sardellen, weil diese sehr gierig darnach sind.

Die getigerte Porcellanschnecke (*Cypraea tigris*) ist 4" lang, 3" breit. Man hat Mühe, die Schnecke so herauszubekommen, daß die Schale ihren schönen Glanz behält; wenn das Thier nicht schnell stirbt, so erbleicht die Schale. Am sichersten ist es, wenn man es im heißen Wasser tödtet, dann soviel Fleisch, als man kann, mit Haken herauszieht und



Afrika.



L'Afrique.

XX.

